

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte nur nichts überstürzen, sonst habe ich gar keinen Grund, mich zu sträuben. Herrmann. Wenn ich aber doch vorläufig noch angewiesen bin auf mich und meinen eigenen Erwerb, so muß ich auch Rücksichten auf den Geschmack der Leute nehmen. Zum Beispiel fände ich viel schwerer eine Stellung als Gesellschafterin, wenn ich „verlobt“ wäre.“

„Was für eine Gesellschafterin sollst du denn sein? Ich meine, ist es nicht viel bequemer und freier für dich dort, wo du bist?“

„Ich eigne mich nicht so besonders dafür, glaube ich. Und es strengt merkwürdigerweise auch tüchtig an. Immerfort lächeln und liebenswürdig sein und so weiter...“

„Und mußt du das erst recht nicht in einem Privat-hause?“

„Nicht in dem besonderen Fall, von dem mir Fräulein Berber sprach. Es handelt sich um eine reizende, ältere Dame, von der mir Therese schon viel erzählt hat. Sie ist ganz anders als sonst die reichen Damen, die eine Gesellschafterin halten. Frau Ulrich heißt sie. Sie will mehr eine Haustochter als eine Fremde haben. Ich soll nun gerade so viel tun, wie zum Beispiel eine erwachsene Tochter tun würde. Und dann soll ich Musik machen — das gefällt mir freilich besser als bei Frau Tribaldi dumme Solfeggien singen und mich dabei zieren.“

„Hier? Wie?“

„Ach, da soll man den Mund so und die Kehle so auf-machen, und dann auf die Gaumensegel achten und auf die Mundwandlungen. Und Schwelltöne machen, als ob man ein Nebelhorn sei. Es tut mir schrecklich leid um Fränze Sebius, die ich so enttäuschen muß. Doch will ich lieber einer Stod-berlinerin im Silberhaar Volksliederchen vorsingen, als mich zu einer Koloraturmaschine ausbilden lassen.“

Kürow sprang auf und nahm Ruths Kopf zwischen seine beiden Hände.

„Süßes Herz, du bist entzückend. Ich sehe ja, daß du ganz ebensowenig Vorliebe für öffentliches Auftreten hast wie ich! Und vorhin wiesest du mich ganz gehörig in meine „Schranken“ zurück, als ich so etwas sagte.“

„Nun, das ist auch etwas anderes. Ich würde eine Ver-fügung über meine Person eben nicht mögen. Daß ich selbst trotz meiner Abneigung auch auftreten würde, wenn es mir viel Geld einbrächte, das ist doch selbstverständlich.“

„Nein! Viel Geld zu verdienen, das soll und darf nie ein maßgebender Grund für deine Lebensführung sein! Denke doch, wie leicht das über alle Grenzen führen würde.“

Ruth sah stolz und unnahbar aus, als sie verlegte:

„Man läßt sich weder über alle noch überhaupt über die selbstverständlichen Grenzen führen, wenn man Charakter hat.“

„Nun siehst du wieder ganz böse aus. Ich meine es doch nicht schlimm, Ruthmädel.“

Da er seine große, feste Rechte über den Tisch reichte, schlug sie ein.

„Du bist ja kein Philister, ich weiß es,“ sagte sie.

„Nein, bei allen Göttern. Doch soviel weiß ich, ich werde alles daran setzen, so schnell wie möglich unsere Ver-ehrung herbeizuführen, denn du sollst überhaupt nicht arbeiten, sondern nur dazu da sein, glücklich zu sein und glück-lich zu machen.“

Er war wieder aufgestanden, und plötzlich kniete er neben ihr, nahm ihre beiden Hände in seine eine und schaute mit unendlichem Ernst zu ihr auf.

„Ruth, meine Braut“, sprach er bewegt, doch ohne Bef-tigkeit, „ich habe noch niemals vor einer Frau gekniet, und ich weiß nicht, ob ich es jemals wieder tun werde. Aber ich will es dir einmal sagen, daß du mein Heiligstes auf der Welt bist, und daß ich an dich glauben und zu dir aufschauen will wie zu dem Besten in meinem Leben. Ich weiß, du kannst mich noch nicht so lieb haben wie ich dich. Aber ver-sprich mir, daß du meine Liebe verstehst und sie hochhalten willst.“

Sie nestelte ihre Hände los und legte sie ihm um den Kopf. Ihre Augen waren feucht, als sie lachte:

„Herrmann, mein Boy, was sprichst du? Wenn ich dich nicht lieb hätte, würde ich dich nicht heiraten wollen, nicht wahr? Komm, sei zufrieden, auch wenn ich nicht ganz so zu dir bin, wie du es möchtest.“

Ihr lieblicher Mund war so nahe dem seinen, als sie es sagte, daß er sich geschwind vorbeugte und sie küßte. Und dann sprang er auf, zog sie wieder von ihrem Sitz empor und rief:

„Zieh dich an, Liebchen, und komm mit mir ins Freie. Es ist zu eng hier in diesem Stübchen, und mich verlangt es, mit dir unter grünen Bäumen zu sein, wenn es auch nur ein paar armselige Berliner Bäume sind.“

Sie ließ sich nicht bitten, sondern griff flink nach ihrem Hut.

Da klopfte es, und auf ihr herein stecte Mr. Vost aus Philadelphia den Kopf herein.

„Oh, ich bitte Ihre Entschuldigung,“ rief er, mit seinen graublauen Marmelaugen höchst erstaunt den männlichen Besucher betrachtend. „Ich wollte Sie bloß erzählen, Fräulein Stockton, daß etwas Schreckliches ist passiert — ein Mord!“

„Treten Sie ein, Mr. Vost. Hier ist Herr Kürow, ein alter Freund von mir. Was für einen Mord meinen Sie?“

„Man hat den österreichischen Kronprinzen und seine Frau tot gemacht. Alle zwei. Sie sind ganz tot. Ist das nicht furchtbar?“

„Mein Gott!“ stammelte Ruth, die Hände faltend.

Kürow halte die Hände.

„Diese Schufte!“ murmelte er. „Wo ist das geschehen?“

Jetzt reichte der Amerikaner das Extrablatt hin, das er

soeben auf der Straße bekommen hatte. Der Mord von Serejewo war darin gemeldet, und die weise Bemerkung hinzugesügt, daß dieses Ereignis die „ungeheuerlichsten Folgen nach sich ziehen werde.“

Bost hatte eigentlich mit Ruth einige Minuten allein plaudern wollen, aber der große, fremde Fremde machte ihm Beklemmungen; der sah nicht so aus, als ob er mit jedermann gleich gemüthlich plaudern werde.

Ruth stand auch da wie angewurzelt. Therese hatte ihr ein ganz anderes Bild der Weltlage beigebracht, als es früher ihr Vater in ihr aufgerichtet hatte. Nach Mister Stocktons Meinung war in Deutschland so ziemlich alles kleinlich und langsam und rückgängig und lächerlich. Amerika war bedeutend großartiger; es tat ihm jetzt leid, daß er es verlassen hatte. Außerdem aber gab es nur ein einziges Land noch in der Welt, vor dem man Respekt haben, das man bewundern müsse, und das war England. Oesterreich? Das war so nebensächlich und fern, das hatte Mr. Stockton kaum jemals erwähnt. Ruth entsann sich, daß sie zuweilen geantwortet und erklärt hatte, mit Bewunderung und Respekt allein sei es nicht getan, und sie für ihre Person liebe Deutschland und bedaure, daß der Vater „bloß Verwandte“ hier gehabt, aber nicht selbst ein Urdeutscher gewesen sei.

Dies alles schoß ihr jetzt unsicher durch den Kopf, während sie dachte, daß Therese mit so ernstem Ton von einem möglichen Krieg gesprochen habe, in welchem Oesterreich und Deutschland Seite an Seite kämpfen würden.

Krieg? Schon wieder dieses lächerliche Wort? Gestalte es wirklich wieder durch die Lust? Oder hatte sie es nur ohne allen Zusammenhang gedacht?

Sie sah, daß Mr. Bost sich ungeschickt verbeugte und wieder verschwand, aber sie kam erst wieder voll zu sich, als ein Arm sich um ihre Schulter legte und Kürows tiefe, warme Stimme sprach:

„Hast du dich erschreckt, mein Mädchen? Ja, du bist ganz blaß geworden. Warum mußte auch der dumme Junge so hereinsplagen!“

Ruth nahm sich zusammen. Sie suchte Handschube und Fackel zusammen, tat einen riesen Atemzug und rief:

„Ich bin sonst nicht so schreckhaft, aber dies ist doch wirklich eine graufige Nachricht! Komm, laß uns schnell ins Freie gehen, und erzähle du mir, wie so etwas möglich werden konnte.“

Kürow hätte sehr viel lieber von anderen Dingen als von Politik gesprochen, aber auch er war erschüttert.

Er schob seinen Arm unter den ihren, als sie auf die Straße gelangt waren, und richtete seine Schritte nach dem südlichen Stadtheil. Dort ruhte er einen schattigen, großen, altmodischen Wirtsgarten, wo er als Student zuweilen gesessen hatte und wo man vom Berliner Lärm nichts verzaßm.

Unterwegs setzte er ihr den Zusammenhang zwischen der ruchlosen Mordtat und den Värungen in jenen kleinen Mischstaaten auseinander. Oesterreich war eben, weil es so bunt zusammengestüßelt war, freien Gefahren ausgesetzt; aber er meinte, es könne nicht auseinanderfallen, weil es durch den Mörtel, von dem schon Bismarck gesprochen, so eisenfest zusammengehalten werde.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sie den Wirtsgarten erreichten, und zu dieser Zeit hatten beide schließlich den Schreck und die Verstimmung überwunden und konnten sich wieder ihren persönlichen Angelegenheiten zuwenden.

Ruth fand den großen Garten mit den alten Kastanien überraschend und „reizend“; man gelangte erst hin nach Durchquerung mehrerer Säle im Vorderhause und eines langen Hofganges.

Nur wenige Tische waren besetzt, die gemüthlichste Laube im Hintergrunde stand leer. Hier nahmen sie Platz; Kürow bestellte kalten Roselwein, Erdbeeren dazu und ein warmes Abendbrot.

„Das ist nun die erste Bowle, die ich uns braue,“ sagte er strahlend. „Darin bin ich Künstler. Und hoffentlich werden wir noch viele tausend Bowlen späterhin zusammen vertilgen, wenn wir in unserer eigenen Villa sitzen und uns aus unserem Keller die guten Weine herbeibringen.“

„So?“ rief Ruth lachend. „Hast du die Absicht, ein Krösus zu werden?“

„Natürlich! Uebrigens was heißt Krösus? Ich werde zufrieden sein, wenn uns die hübsche Villa gehört, die ich, seitdem ich dich kenne, fertig im Kopfe habe.“

„Wo liegt sie, unsere Villa?“ fragte Ruth wichtig.

„Entweder an der Havel — so zwischen Potsdam und Berlin — oder in Südtirol, nicht weit von Bozen.“

„Ach nein, lieber bei Berlin.“

„Gut, dann also an der Havel. Zu der Villa gehört ein großer Garten, außerdem sitzt sie an den Wald. Es ist ein Bootshaus unten am Strom, in dem liegt ein Seegelboot für mich, das du bei Todesstrafe niemals ohne mich benutzen darfst. Für dich ist ein niedliches kleines Motorboot dabei.“

„Und zwei Reitpferde,“ ergänzte sie ernsthaft. „Du kannst dir gar nicht denken, wie gern ich reite.“

„Was? Wo bist du denn schon jemals geritten?“

„Oh, zu Haus, in Amerika, als kleines Mädchen, bin ich oft geritten! Ich war oft wochenlang Gast bei einer befreundeten Familie, die ein schönes Gut besaß. Ich werde auch hier in Berlin, sowie ich ein paar Mark erübrigen kann, reiten.“

„Ruth, das kannst du nicht. Du kannst nicht allein im Tiergarten herumjodeln.“

Sie fühlte sich verlegt, nicht von seinem Verbot, sondern von seinem Ton.

„Ich habe nicht die Absicht, „herumzujodeln,“ sagte sie spitz. „Aber ich werde reiten, wenn ich einen passenden Weg dazu finde.“

Er fuhr sich durch den dichten Haarschopf.

„Mädel klein, du bist ja ein Eisenkopf! Ich kenne doch Berlin und weiß, was man hier tun und nicht tun kann!“

„Eine wirkliche Dame kann auch hier reiten, selbst wenn sie keinen „Beschützer“ hat, davon bin ich überzeugt. Es wird dann wohl ein alter Reitknecht oder dergleichen aufzutreiben sein, der mitreitet.“

„Und die alte Dame, bei der du Gesellschafterin werden willst?“

„Nun, ich bin noch nicht bei ihr! Glaube nicht, daß ich mich binden, daß ich meine jetzige Stellung aufgeben werde, wenn ich nicht auch in der neuen ein gewisses Maß von Freiheit behalten kann.“

Er sah sie jetzt mit zärtlichem Mitleid an wie ein kleines, unerfahrenes Kind:

„Nun, du wirst ja sehen, wir wollen nicht mehr davon sprechen. Ich weiß es wohl, daß du nie etwas wirklich Unpassendes tun wirst. Soll ich dir noch weiter von unserer Villa erzählen?“

Er war gespannt, ob sie beleidigt tun und mit ihm schmollen werde. Aber zu seiner Erleichterung lachte sie ihn schon wieder ganz fröhlich an und nickte ihm zu.

„Die Pferde sind also da,“ fuhr er fort, „denn ich bin selbst ein leidenschaftlicher Reiter. Mein Vater war ja, wie du weißt, ein kleiner Gutsbesitzer, und wenn er nicht zu früh gestorben wäre, würde ich heute nicht ein so armer Schlucker sein. Na, um so mehr Lust habe ich, aus eigener Kraft ein wohlhabender Mann zu werden. Ich glaube auch, es wird nicht so sehr lange damit dauern. Denn siehst du, gerade die Erfindung, die dein Vater immer machen wollte und nicht machen konnte, die habe ich fast fertig im Kopfe.“

Sie schlug hocherfreut die Hände zusammen.

„Das sieht dir ähnlich, Hermann! Gar nichts sagen und eines Tages mit einer großen Erfindung ein berühmter Mann werden!“

Er wollte dankend den Hut vom Kopfe nehmen, vergaß aber, daß er diesen schon neben sich auf den Stuhl gelegt, und griff mit einer komischen Geste in sein Haar.

„Weiter!“ rief sie. „Was gibt es sonst noch Schönes in unserm Traumhaus?“

„Oh, vor allem die herrlichsten Möbel, die suchst du mit mir zusammen aus. Denn im Hause herrscht natürlich du ganz allein. An den Wänden hängen wenige kostbare Gemälde. Im Garten stehen alle Bäume und Blumen, die du dir nur irgend wünschen kannst.“

„Wenn sie nämlich in diesem Klima gedeihen.“

„Das macht nichts, auch wenn es tropische Gewächse sind, soßt du sie haben. Denn natürlich gibt es ein Treibhaus bei uns.“

„Dimmlisch!“ rief sie. „In meinen ungezügeltten Phantasien habe ich mir immer ein eigenes Treibhaus gewünscht. Zu all diesen Dingen gehört aber eine zahlreiche Dienerschaft, mein Lieber. Und diese zu halten, ist ein sehr kostspieliges Vergnügen.“

Er winkte mit einer majestätischen Gebärde ihre Bedenken fort.

(Fortsetzung folgt.)

Das Flugzeug nach dem Kriege.

Von Alexander Büttner.

Bis zum Ausbruch des Krieges sprach man dem Flugzeug allgemein seine praktische Verwendbarkeit ab, und die zahlreichen Wettbewerbe in vergangenen Friedenszeiten waren nur ein schwaches Mittel zum Zweck: ihre Aufgabe bestand in der Weiterentwicklung des neuen technischen Problems. Erst dem Kriege selbst blieb es vorbehalten, die Entwicklung der Flugtechnik derart zu beschleunigen, daß Gedanken über ihre verschiedenen Verwendbarkeitmöglichkeiten, die vordem fast als Traumgebilde erschienen, der Wirklichkeit nahegerückt sind; über die Zukunft der Flugindustrie werden allenthalben die verschiedensten Ansichten bekannt.

Es ist gar keine Frage, daß die zukünftige Gestaltung des Flugzeuges in erster Linie von den Interessen und Bedürfnissen der Heeresverwaltung abhängt. Dem legt diese ihre Hand auf die Flugzeugindustrie und erklärt sie als eine Waffen- und Rüstungsindustrie, so wird die Flugtechnik das Schicksal der übrigen Waffenindustrien teilen müssen und ausschließlich den Zwecken der Landesverteidigung dienlich gemacht werden. Eine andere als militärische Verwendung des Flugzeuges wäre damit aber gänzlich unmöglich gemacht. Gerade, weil es sich ja in gegenwärtigen Kriegen als Aufklärungs- und Angriffswaffe und als Verteidigungsmittel so trefflich bewährt hat, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Militärbehörden sich zum mindesten eine weitgehende Kontrolle über die Flugzeuge und ihre Weiterentwicklung vorbehalten, ja ihre Verteilung vielleicht nur insofern und so weit gestatten wird, als militärischer Bedarf vorliegt. Dann dürften wohl bedeutende Neuformationen gebildet werden, die, in verschiedene Klassen geteilt, aus Großkampfs-, Aufklärungs-, Bombenwurf- und Abwehrge- schwadern bestehen. Nun ist es aber doch recht fraglich, ob dieser Weg für die weitere Entwicklung der gesamten Flugzeugindustrie richtig und am vorteilhaftesten sein wird. Bedenkt man nämlich, daß die Beschäftigung der Fabrikanten durch Aufträge von Seiten der Heeresverwaltung unmöglich ihr jetziges Maß wird erreichen können, und weiter, daß die Zahl und Größe der Flugzeugwerke während des Krieges ganz erheblich zugenommen hat, so wird man voraussehen können, daß die zu wenig beschäftigte Industrie, um nicht zu Grunde zu gehen, sich nebenbei auch mit dem Bau von Spezialflugzeugen, wie Post-, Last-, Sport- und Verkehrsflugzeugen wird beschäftigen müssen. Sicher wäre es im Interesse der Allgemeinheit sehr zu wünschen, daß das Flugzeug nach dem Kriege auch zu friedlichen und kulturellen Zwecken herbeigezogen wird, daß auch der Flugport wieder aufkommt, und so unabhängig von den militärischen Interessen und Forderungen eine Fortentwicklung des Flugzeuges stattfinden kann.

Es ist klar, daß aus Flugzeugen, die den weitaus schwersten Anforderungen, denen des Krieges, haben genügen können, sich ohne Mühe auch Typen für friedliche Zwecke ausarbeiten lassen. Die Konstrukturen brauchen ja beim Bau von Friedensflugzeugen die hindernden Voraussetzungen: große Steigfähigkeit, fabelhafte Geschwindigkeit und vieles andere mehr, gar nicht weiter zu berücksichtigen. Fallen diese Bedingungen aber fort, so ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, in bezug auf Sicherheit, Flugdauer, Tragvermögen, auch die Bequemlichkeit der Fahrgäste zu erweitern.

Als Interesse der Allgemeinheit wendet sich wohl in erster Linie den Verkehrsflugzeugen zu, wobei man nicht nur an einen Verkehr im öffentlichen Dienst, sondern auch an einen regelrechten Personenverkehr denkt. Ganz bestimmt läßt sich auf weitere und kürzere Strecken ein Postverkehr mit Flugzeugen einrichten, der sich auch über internationale Strecken ausdehnen kann und der weniger in Ländern und Gegenden, die von Straßen- und Eisenbahnen durchzogen sind, als in bisher noch unaktivierten Gebieten große Bedeutung erlangen wird. Gerade dort, wo Flugzeuge mangels geeigneter Verkehrswege Konkurrenzlos sind, erwächst ihnen wohl ein ungeheures Betätigungsfeld. Allerdings kommen als Verkehrsflugzeuge nur Groß- und Riesflugzeuge mit Motorenstärken von 1000 PS. an aufwärts in Frage, die durch Verwendung mehrerer Motoren unbedingt betriebssicher sind und eine große Dauerleistung besitzen. Selbstverständlich bedingen dieselben die Schaffung von Flugtrassen, die bei eintretenden Schäden eine gefahrlose Landung gestatten, und weiter die Errichtung geeigneter Flughäfen in unmittelbarer Nähe der Großstädte mit glänzenden Schnellverbindungen zur Stadt, damit die erreichten Vorteile des Schnellverkehrs durch Zeitverluste der schlechten Stadtverbindungen nicht zwecklos gemacht werden. Als Fahrgäste der Verkehrsflugzeuge werden sicher nur solche Leute in Betracht kommen, denen „Zeit Geld“ ist und die das immerhin stets teuer bleibende Schnellverkehrsmittel für ihre Geschäfte benötigen. Eine Verminderung des Fahrpreises ließe sich dadurch herbeiführen, daß man Verkehrs- und Postflugzeug vereinigt und aus den Vorkosten der mitgenommenen Postfrachten einen Teil der Betriebskosten deckt. Ueberhaupt würde der Kilometerpreis des Luftverkehrs, wäre es selbst dreimal so hoch, als der des Bahnverkehrs, gerne bezahlt werden, da durch ihn ja eine mindest doppelt so schnelle Beförderungsmöglichkeit gegeben ist. Unzweckmäßig wird allein die Beförderung einzelner oder ganz weniger Personen auf kleinen Strecken sein. Je größer also die Mitfahrerszahl, und je weiter die Flugstrecke ist, desto rentabler und billiger gestaltet sich der zukünftige Luftverkehr. Darum darf man auch seit damit rechnen,

daß die schon so lange geplante Uebersee-Schnellverbindung mit Flugzeugen, die nach dem heutigen Stand der Technik bestimmt ausführbar ist, nach dem Kriege mit großem Erfolg eingerichtet wird.

Ein immer wiederkehrender Lieblingsgedanke der Sportsleute ist das Gegenstück der großen Verkehrsmaschinen, nämlich das nur für eine oder zwei Personen bestimmte reine Sportflugzeug. Sei es nun allein zum Vergnügen gebaut oder, daß es den Sonderzwecken gewisser Höchstleistungen oder bestimmter Wettbewerbsausforderungen genügen soll. In den ersten Jahren seiner Entwicklung blieb es dem Flugzeug ja besagt, derartigen reinen Sports- und Vergnügungszwecken zu dienen, es wurde fast ausschließlich als Erwerbsquelle verwendet, oder diente militärischen Zwecken. Und wenn es sich schwerer Geltung bei der Allgemeinheit verschaffte, als etwa das Automobil, so liegt dies einmal an der Eigenart des Sports selbst, der alles Anfängertums gewissermaßen ausschließt und nur befähigte, gut ausgebildete Personen verlangt, und dann auch daran, daß die Anschaffung und der Unterhalt selbst für sehr reiche Leute viel zu kostspielig waren. Die Tatsache nun, daß das Fliegen derartiger Kleinflugzeuge mit möglichst weit regulierbarer Geschwindigkeit (die im Fluge gesteigert und beim Landen verringert werden kann), bis heute sich durchaus nicht vereinfacht hat, und daß auch die Kosten, die ja hauptsächlich für die teuren Motoren aufgewendet werden, ebenfalls nicht geringer geworden sind, scheinen das „Sonntagnachmittags“-Fliegen und auch das Fliegen als eigentlichen Sport überhaupt unmöglich zu machen. Einzig und allein könnte die Sportfliegerei nach wie vor dem Kriege durch Vereine mit staatlicher Unterstützung sich Flugzeuge halten und diese ihren Mitgliedern in ähnlicher Weise zur Verfügung stellen, wie dies vor dem Kriege die deutschen Luftfahrtvereine mit ihren Freiballonen gemacht haben; dadurch könnten wiederum viele Flugzeugführer dem Staate für kommende Kriege herangebildet werden. Ob auch andere, als rein militärische Rennen und Wettbewerbe abgehalten werden, scheint darum fraglich, weil diese nur auf schwer herzustellenden Spezial-Flugbahnen möglich sind, und dann auch vor allem, weil der Heeresverwaltung derartige Vorführungen vor der großen Öffentlichkeit nicht erwünscht sein können. Aus ebendiesem Grunde dürfen auch Schauflüge in erheblichem Maße nicht mehr stattfinden. Es kommt hierbei noch hinzu, daß die Flugzeugfabriken einer öffentlichen Beratung, wie ehemals, durchaus nicht mehr bedürfen, da nur verändernd wenig Privatabnehmer voranden sein werden. Auch, ob internationale Wettbewerbe zukünftig ausgetragen werden, erscheint zweifelhaft, sie würden ja zweifellos ungeheuer scharf werden, denn es steht außer Frage, daß gerade England und Frankreich in zähester Weise, aber sicherlich ganz erfolglos, der deutschen Flugindustrie den Rang abzulaufen versuchen werden. Ueberhaupt wird die gefesselte Regelung des Luftverkehrs in den einzelnen Staaten einen ganz bedeutenden Einfluß auf die zukünftige Entwicklung ausüben; fragt es sich doch sehr, ob, und in welcher Weise und mit welchen Einschränkungen nach dem Kriege in der Luft herumgeflogen werden darf, weil doch ein einmal in der Luft befindliches Flugzeug eine kaum zu hindernde Bewegungsfreiheit besitzt und leicht jeglicher Kontrolle und Ueberwachung entgehen und ausweichen kann. Der einzige Faktor, der wirklich der Entwicklung der Flugtechnik im Wege stehen wird, ist der Einfluß der atmosphärischen Verhältnisse; ist es doch nahezu unmöglich, im niedrigen Nebel bei mehreren hundert Metern Geschwindigkeit zu fliegen und zu landen, abgesehen von der Schwierigkeit, sich zurechtzufinden. Auch Sturm, der die Möglichkeit des Fliegens heute an und für sich nicht mehr in Frage stellt, kann die Durchführung eines geregeltten Luftverkehrs immerhin beeinträchtigen, wenn auch die etwa vorhandene Lebensgefahr beim Fliegen absolut kein Hindernis zur Verallgemeinerung der Flugtechnik mehr bilden wird, da die Vertriebsicherheit beim Flugzeug nachweislich pro Kilometer schon lange größer ist, als die irgend eines anderen Schnellverkehrsmittels.

Dermisches.

* Die Mystik des Feigenbaumes. Die Wunder von Mystik und Magie, denen die Menschheit zu allen Zeiten nachgegangen hat, beschränken sich keineswegs auf rein geistig konzentrierte, in jeder Beziehung übersinnliche Dinge; auch in der Natur, vornehmlich im Pflanzenleben, sind Mystik und Magie zu Hause, und gerade hier haben sie zu Uberglauben ältesten und neuesten Datums Veranlassung gegeben. So wurde seinerzeit, wie Wilhelm Bötsche im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ in einer Blanderei über die Mystik des Feigenbaumes bemerkt, den Fruchtstücken der mexikanischen Wolfsmilch hypnotische Eigenschaften zugeschrieben. Man beobachtete nämlich, daß die kleinen Fruchtstücken, auf eine Tischplatte gelegt, nach einer Weile in Bewegung gerieten und von selbst aufstiegen. Erst später stellte sich heraus, daß hieran ein in den Wurzeln verborgener winziger Wurm die Schuld trägt. Bekannt ist auch die Mystik der sog. Akrainwurzel und der „böse Blick“ des Verbergenstranthes. We diese Seltsamkeiten ihre natürlichen Gründe haben, so läßt sich auch die Mystik des Feigenbaumes auf reale Weise erklären, man

unterscheidet zwei Formen des geschulten Feigenbaumes, den zahmen, der die guten Früchte trägt, und den wilden, der zwar ebenso grünt, aber nur unbrauchbare Früchte hervorbringt. Schon in älterer Zeit bemerkte man aber, daß die gebogenen Fruchtstämme nur in der Nähe von wilden Feigenbäumen gedeihen, und so entstand das Märchen von der Freundschaft zwischen den beiden Baumarten und der Brauch, entweder die zahmen Feigenbäume stets neben wilde zu pflanzen oder zumindest in den zahmen Baum einen losgelassenen Zweig des Wildlings zu hängen. Um dem Rätsel auf die Spur zu kommen, muß zunächst bemerkt werden, daß die junge Feige an sich eine Art geschlossenen Treibhauses darstellt, in welchem die Blüthen in Massen an den Feigenkolben sitzen. Und zwar gibt es männliche und weibliche Blüten. Merkwürdig ist zwar, daß in den Jungfeigen der zahmen Fruchtstämme nur Blütenweibchen sitzen, an den Fruchtstämmen der wilden Feigenbäume hingegen der obere Teil mit rein männlichen Blüten besetzt ist. Die Blüten des unteren Theiles endlich sind bei den wilden Bäumen meist angeflohen wie kleine Galläpfel, und in ihnen haben Insektenmaden ihre Behausung aufgeschlagen. Es handelt sich um die Maden einer kaum einen Millimeter großen Wespe, die dem Geschlecht der sog. Erzwespen angehört. Beim Auskriechen begibt sich das Gemüth der Wespen in den oberen Teil des Fruchtstammes, die Wespenweibchen streben auf diesem Wege ins Freie und werden dabei über und über von dem männlichen Blütenstaub der wilden Feige beudert. In diesem ordentlich eingepuderten Zustand schwingen sie sich schließlich in die Luft, wo sie sich sofort nach einem neuen Feigenhäuschen umsehen, um dort wieder einzukriechen und ihre Eier einzulegen. Sie schwärmen also zu dem benachbarten edlen Feigenbaum, und dasselbe ist natürlich der Fall, wenn man in einen zahmen Baum auch nur einen Zweig eines wilden gehängt hat. In dem Fruchtstammchen des edlen Baumes angelangt, sucht die Wespe das Ei abzulegen, das jedoch dem langen Griffel des kräftig wachsenden Blütenweibchens festsitzt und zugrunde geht. Dabei wird aber der männliche Blütenstaub des wilden Baumes auf die weiblichen Blüten des zahmen übertragen, er befruchtet die Narbe, und die Fortpflanzung des vornehmen Feigengeschlechtes kann vor sich gehen, erst jetzt tritt die zahme Feige in ihre eigentliche Reifezeit ein. So ist in der wilden Geschlechte das männliche, in der Edelreife das weibliche Prinzip zu erblicken, die Erzwespen aber vertheilen zwischen beiden den ewigen Dienst von Liebesboten. Dies erklärt die forsagende untrennbare Schutzgegend zwischen dem wilden und dem zahmen Baum, die Mistel ist wieder einmal entschleiert und auf des feinerarbeitete Zusammenarbeiten natürlicher Hilfskräfte zurückgeführt.

* Der „Schwanengesang“ der Vögel. Die noch immer ungelöste Frage, ob der sog. „Schwanengesang“ der Vögel mehr als ein Volksglaube sei, hat neuerdings zu einer regelrechten wissenschaftlichen Auseinandersetzung geführt. Im Verlaufe derselben äußerte sich der Münchener Professor Zimmer dahin, daß Gesangesäußerungen kranker und sterbender Vögel keineswegs dem Märchenreiche angehören, sondern häufig beobachtet werden können. Der Gesang des Vogels sei als ein Ausfluß von gesteigertem Empfinden verschiedenster Art zu betrachten, keineswegs aber ausschließlich als eine Aeußerung von Wohlbegehnen. Besondere Königsvögel fangen sehr oft noch in todkranken Zustände ein Sterbelied. Während andere Forscher dieser Ansicht grundsätzlich widersprechen, äußert sich nun, wie den „Naturwissenschaftler“ entnehmen werden kann, der Gesangespsychologe Professor Braun dahin, daß die Frage, ob krank und sterbende Vögel zu singen pflegen, überhaupt nicht eindeutig beantwortet werden kann. Die verschiedenen Vogelarten unterscheiden sich auch in dieser Hinsicht voneinander, neben den reinartigen Unterschieden seien aber auch noch individuelle Abweichungen in Rechnung zu stellen. Am besten sei die Frage so zu beantworten, daß „Schwanenlieder“ todkranker Vögel durchaus nicht unmöglich sind, daß sie aber stets als seltene Erscheinungen verzeichnet werden müssen.

* Rossini's musikalische Masche. In Mailand wird gegenwärtig eine der unbekanntesten Opern Rossini's, „Signor Bruschino“, zur Aufführung gebracht. Die Musik dieses Werkes ist nichts weniger als wohlklingend, hat aber auch ihre eigene Geschichte, da Rossini sich mit dieser Komposition rächen wollte. Im Jahre 1813 erfuhr der Theaterdirektor San Rose in Venedig, dem gegenüber Rossini sich vertraglich zur Ueberlassung seiner nächsten Oper verpflichtet hatte, daß der Meister das gleiche für einen Voranschlag von 500 Lire auch einem anderen Direktor zugeeignet hatte. Erbot sich San Rose die Einhaltung des Vertrages und zwang so Rossini, die Musik zu einem läbsinnigen Text zu schreiben. Die erste Aufführung ließ aber den Direktor sein Vorgehen bereuen. Bereits während des Vorspiels war das Publikum sehr erkaunt darüber, daß die zweiten Violinen das Spiel der ersten begleiteten, indem sie von den Musikern vorschriftsmäßig gegen die Notenwalle geschlagen wurden. Hierauf schlugen die Holzzeugen in den höchsten Oktaven, während die Sopranistin mit ihrer Stimme gewissermaßen in den Keller hinabstiegen mußte. Während der lauschlichsten Scene des Stückes erkante ein gehörter Trauermarsch. Die Vorstellung endete mit einem Riesenschrei im Publikum, aber Rossini

war gerächt. Allerdings mag er kaum erwartet haben, daß die Italiener diese sonderbare Nachoper 104 Jahre später wieder ernsthaft zur Ausführung bringen würden.

Büchertisch.

— August Horneser, Die Freimaurerei. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5930. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.) Geheftet 25 Pf., gebunden 60 Pf. Inhalt: Die Entstehung der Freimaurerei; Entwicklungskämpfe; Die freimaurerische Philosophie; Das Bundesleben im neunzehnten Jahrhundert; An der Schwelle des dritten Jahrhunderts. — Genau zweihundert Jahre nach der Reformation trat der Freimaurerbund ins Leben, und während sich die Protestanten zur Inbelsieher ihrer Kirche rühten, begehren die Freimaurer das Geburtsfest ihrer „Schwäbischen Bruderschaft“ und des von dieser Bruderschaft verkündeten Ideals. Da zielt es sich wohl, einen Blick auf das Werden, Wollen und Wirken der Freimaurerei zu werfen und auch die Frage zu stellen, ob velleicht die beiden Entwicklungen: Reformation und Freimaurerei, in einem kulturgeschichtlichen Zusammenhange miteinander stehen. Es kommt hinzu, daß durch das auffällige, den wahren Zielen des Bundes nicht entsprechende politische Hervortreten ausländischer Logen in den letzten Jahren weite Kreise auf die Freimaurerei aufmerksam geworden sind und sich über die Organisation des Bundes und seine Ziele unterrichten möchten. Das vorliegende kleine Werk des durch seine Forschungen auf dem gleichen Gebiete bekannten Münchener Schriftstellers gibt einen zuverlässigen Ueberblick über alle wesentlichen Tatsachen, indem es in anregender Darstellung das Verhältnis des Bundes zu der europäischen Kultur der beiden letzten Jahrhunderte schildert und ihn von seiner Entstehung bis zur Gegenwart begleitet.

— Scholz, Hermann D.: Was wir der Reformation zu verdanken haben. Zur Vierhundertjahrfeier der Reformation. Verlag des Evangelischen Bundes in Berlin W. 35. Gr. 8°. 136 S., geh. 1,50 M., geb. 2 M. — Die auf Veranlassung des Evangelischen Bundes verfaßte Schrift des in weiten Kreisen wohlbelannten Verfassers ist eine ebenso gediegene als wertvolle Gabe zum Reformationstjubeljahre. Schon die Ueberschriften der 11 Abschnitte lassen den großen und reichen Inhalt ahnen: 1. In schwerer Zeit. 2. Auf dem Wege zur Reformation. 3. Reformation oder Revolution? 4. Alles und Neues in der Reformation. 5. Die Grundlagen der reformatorischen Frömmigkeit. 6. Die Reformation und das „deutsche Wesen“. 7. Die Reformation und die deutsche Bildung. 8. Entwicklungsgänge der Reformation. 9. Die Reformation und der moderne Staatsgedanke. 10. Die Reformation und das gesellschaftliche Leben. 11. Die Reformation geht fort.

— Hendschel, Kinder und Künze. 80 Skizzen. Preis M. 1,50, Pappbd. 2 M. Verlag von Jul. Hoffmann, Stuttgart. Als der Frankfurter Maler Albert Hendschel zu Weihnachten 1872 seine erste Skizzenmappe veröffentlichte, hatte diese einen so außerordentlichen Erfolg, daß die eingehenden Bestellungen lange Zeit nicht befriedigt werden konnten. Eng gedrängt stand das Publikum an den Schaufenstern der Buchläden und Kunsthandlungen, in denen seine Skizzen ausgestellt waren. Im Nu hatte sich der lebenswürdige Schalk mit seiner Zeichnung die Bewunderung von jung und alt erobert und wurde zu einer Weltberühmtheit. Was sein Stift erzählte, konnte überall verstanden werden, wo der Sinn für poetisch verklärten Humor in Kunst und Leben vorhanden war. Um die bei unseren Zeitgenossen unverdientermaßen etwas in Vergessenheit geratenen Arbeiten des einzigartigen Künstlers mehr als bisher zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, bietet dieses Bändchen eine Auswahl von 80 der besten Skizzen des Frankfurter Meisters nebst seinem Bildnis, begleitet von einem kurzen Abriß über sein Leben.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Heft ist im Ueben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Rodenberg: Aus Tagebüchern IV; Walter von Molo: Charantische Bücher; C. Th. Paempe: Keyserlings „Hörstimmen“; Heinz Michaelis: Dichtung und Journalismus; Kurt Martens: Flugblätter über den Krieg XIX; — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen — Notizen.

Wortspiel - Rätsel.

Ampel - Eris - Eros - Garten - Gesang - Launen - Mais - Reich - Serben - Trab

Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden. Werden die neuen Wörter nach ihrer Bedeutung wie folgt geordnet, benennen die Anfangsbuchstaben eine europäische Hauptstadt:

1. Baum heißer Länder. - 2. Vorname. - 3. afrikanische Hafenstadt. - 4. und 5. Nahrungsmittel. - 6. Land in Asien. - 7. Paarschwanz. - 8. Truppengattung. - 9. Blume. - 10. Fluß in Asien. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Amun, Anton.